



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ferdinand Gregorovius

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Ferdinand Gregorovius



ach dem Tode eines bedeutenden Mannes empfinden die Überlebenden das leicht erklärliche Bedürfnis, genaueres über seinen Lebensgang, die Wurzeln seiner Thätigkeit, seine mit ihm zu Grabe getragenen Wünsche und Hoffnungen, kurz alles das zu erfahren, was er bei seinen Lebzeiten in seinen Werken der Welt nicht selbst mitgeteilt hat. Ferdinand Gregorovius war nicht allein ein hervorragender Schriftsteller, sondern er gehörte auch viele Jahre lang gewissermaßen zur Staffage der Stadt Rom. Auf der kosmopolitischen Bühne, über die in jedem Winter große Scharen von Fremden aus allen gebildeten Nationen ziehen, nahm er eine feste, ganz eigentümliche Stellung ein. Er war nicht wie Winkelmann und seine Nachfolger der *Antiquario nobile*, der vornehme Besucher in die Kenntnis der Denkmäler Roms einweichte, sondern er ließ die Fremden gemächlich an sich herankommen und nahm es nicht übel, wenn man in seiner Person dem Genius des weltbeherrschenden Roms und seiner Geschichte opferte. Dazu kam sein Verhältnis zu zahlreichen historischen römischen Familien, denen er sich bewußt war durch seine Geschichte Roms im Mittelalter einigermaßen mit zur Unsterblichkeit verholfen zu haben.

Einen solchen Mann näher kennen zu lernen ist nicht bloß denen, die ihm im Leben nahe getreten sind, ein Bedürfnis, sondern wird auch den zahlreichen Lesern seiner Schriften willkommen sein. So hat sein langjähriger Freund Friedrich Althaus ein verdienstvolles Werk durch die Veröffentlichung von Gregorovius Römischen Tagebüchern unternommen, die kürzlich im Verlage der Cottaischen Buchhandlung in Stuttgart erschienen sind.

Freilich enttäuschen diese Aufzeichnungen insofern, als man kein Wort über das vorrömische Leben des Geschichtschreibers erfährt. Denn eine ausführliche Biographie von ihm — sagt Althaus in der Vorrede — wird wohl nie veröffentlicht werden. Er selbst war, statt Materialien zu einer solchen zu sammeln, während seiner letzten Lebensjahre bemüht, die vorhandenen zu zerstören, indem er sowohl seine eignen Papiere den Flammen übergab, als von Freunden, mit denen er korrespondirt hatte, die Vernichtung seiner Papiere forderte.

So erfahren wir denn auch von Althaus nichts über den eigentlichen Grund, der Gregorovius nach Rom getrieben hat. In dem letzten Winter

der alten päpstlichen Herrschaft (1868 auf 1869), in der Zeit, wo Gregorovius auf der Höhe seines gesellschaftlichen Ansehens stand, war in Rom das Gerücht verbreitet, er sei in Königsberg mit seiner Stellung als Lehrer an einer Mädchenschule unzufrieden gewesen und habe einer unglücklichen Ehe durch Scheidung ein Ende gemacht; um diesen Verhältnissen zu enttrinnen, sei er nach Rom gekommen. Ob beide oder eins von beiden Gerüchten wahr gewesen sind, vermochte niemand zu entscheiden, da das einzige, was Gregorovius über seine Person zu sagen pflegte, die Mitteilung war, er stamme aus einer polnischen adlichen Familie und heiße eigentlich von Gregorowitsch.

Seine Tagebücher umfassen die Jahre 1852 bis 1874 und gewähren eine höchst interessante Lektüre, da der Verfasser mit einer großen Anzahl hervorragender Männer verkehrte, das Papsttum aus nächster Anschauung kannte und den Vorgängen im Konzil ebenso nahe stand wie der Politik des Königreichs Stalien. Außerordentlich wohlthuend berührt die warme Liebe zu Deutschland, die sich durch alle seine Äußerungen hinzieht. Seine politische Urteilskraft bewährt er ebenso sehr in dem festen Vertrauen zu der preußischen Politik und zu ihrem Erfolge wie z. B. in der unparteiischen Anschauung, die er über Papsttum und Katholizismus hegt. So schreibt er am 29. Juni 1867: „Das Papsttum ist eine lateinische Form und wird nur mit der lateinischen Rasse selbst aufhören. Wenn Gervinus die vielen Tausende gesehen hätte, welche bei diesem (dem Peter-Pauls-) Feste zusammenströmten, so würde er seine Ansicht über die Dauer des Papsttums geändert haben. Die Urteile der Protestanten leiden in dieser Beziehung alle an der falschen Auffassung der lateinischen Welt, welche sie nicht kennen, und deren geistige Bewegung sie nach germanischem Maße messen. Papsttum und Katholizismus sind aber der lateinischen Nationalität fest eingeprägte Formen, und in ihnen wird sich ihr Leben noch lange darstellen.“ Was würde Gregorovius erst gesagt haben, wenn er die Schriften Treves gelesen hätte!

Seinen klaren Blick bewährt er auch z. B. in Betreff der englischen Politik. Die Liebe, die sich in England im Jahre 1860 plötzlich für Unteritalien zeigte, veranlaßt ihn zu der kurzen Bemerkung: „Die Times wirft Liebesblicke auf Sizilien und erinnert an die goldne Zeit der Insel unter dem Regiment des Lord William Bentinck.“

Auch was er am 8. September 1862 über München sagt, wird schwerlich viel Widerspruch finden: „München ist die kullissenhafte Schöpfung einiger Könige. Das Fürstenhaus hat diese Stadt zu einer großen und schönen Residenz machen wollen. Riesige Entwürfe, voll Geist, sind hier verzwerget, weil sie außer dem Verhältnis zum Volk und dessen Bedürfnissen stehen. Man wollte die Münchner über Nacht zu Florentinern machen. Dieser Stadt fehlen drei Dinge: Phantasie, Vornehmheit, Grazie.“

Sehr interessant ist das Urteil, das nach Gregorovius Aufzeichnungen

Gervinus (28. April 1867) über Ranke fällt. Gervinus erklärte, daß er die Bewunderung der Rankischen Geschichtschreibung nicht begreifen könne. „Ranke kennt nur die Diplomatie in der Geschichte, das Volk kennt er nicht. Er hat die feinste Kombinationsgabe und logische Schärfe, aber keine Gestaltungskraft. Seine Menschen und Dinge zeigen ihr inneres Gefaß, aber nur wie auf einem anatomischen Theater. Ranke geht durch die Geschichte wie durch eine Bildergalerie, wozu er geistreiche Notizen schreibt.“

Einem aufmerksamen Leser wird es schwerlich entgehen, daß die Tagebücher mit großer Vorsicht abgefaßt sind. Gregorovius war ein Mann von lebhafter, ja leidenschaftlicher Neigung und Abneigung und pflegte aus seiner Neigung wie aus seiner Abneigung keineswegs ein Geheimnis zu machen. Um so mehr nimmt es Wunder, in diesen intimsten Herzensergüssen eines einsam lebenden, vielfach kränklichen und zur Melancholie geneigten, dabei sehr reizbaren und leicht verstimmtten Mannes nur äußerst selten ein scharfes Wort zu finden, das dann auch noch in den meisten Fällen gegen Freunde gerichtet ist. Wir übergehen, was er über C. von Schlözer sagt, von dem er selbst bekennt, daß er als wahrer Freund gegen ihn gehandelt habe. Von Viszt, mit dessen Wesen das seinige manche Ähnlichkeit hatte, schreibt er am 7. Mai 1865: „Ich sah gestern Viszt als Abbate gekleidet; er stieg aus einem Mietwagen, sein schwarzseidnes Mäntelchen flatterte hinter ihm her: Mephistopheles als Abbé verkleidet. So endet Lovelace.“

Nicht zu seinen Freunden hat er offenbar Theodor Mommsen gerechnet. Von ihm sagt er am 30. März 1873, er sei offenbar wie Richard Wagner an Größenwahn krank. Zur Erläuterung fügt er hinzu: „Die Kathederprofessoren lassen mich nicht gelten, weil ich in freier Thätigkeit schaffe, keine Beamtenstelle einnehme und sogar, *horribile dictu*, einiges Dichtertalent besitze.“

Sonst giebt er nur seiner Abneigung gegen die Schweizer Ausdruck: „Sie singen nicht, sie johlen oder brüllen; sie schmausen nicht, sie verschlingen,“ heißt es am 23. Juli 1863; in Amsteg sieht er am 14. Juli desselben Jahres „eine Probe von der Erziehung des Schweizervolks: ein Passagier und der Postillon prügeln sich sitzend im Wagen mit furchtbarem Barbarengeschrei in der schönen Landessprache.“ Ein andermal führt er einen Ausspruch des Ästhetikers Wischer an (23. August 1862), wonach es in der Schweiz keine Damen, sondern nur Frauen giebt.\*) Die Bildung in der Schweiz, meint er, sei importirt; nachdem sich das Volk von der deutschen Kultur, der es angehört, losgerissen habe, besitze es nichts eignes mehr.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Gregorovius erst mit dem Augenblicke seines Eintritts in Rom angefangen und mit dem Tage seiner Abreise nach München aufgehört hat, ein Tagebuch zu führen. Er hat offenbar nur den

\*) Das wäre doch sehr schön!

Anm. d. Red.

Teil seiner täglichen Aufzeichnungen zur Publikation bestimmt, der in die Zeit seines zusammenhängenden römischen Aufenthaltes fiel, und nachträglich aus diesen Notizen fast alles ausgemerzt, was für die Nachwelt irgend wie verlegend sein konnte. Bestimmt mag ihn hierzu der Haß haben, den er der armen Ludmilla Assing widmet. Die Veröffentlichung von Varnhagens Tagebüchern konnte ihm den Gedanken eingeben, dieser mit fast fanatischem Haß aufgenommenen Publikation nach seinem Tode etwas gegenüberzustellen, was von harten Urteilen und Skandalsucht frei war und ebenso viel stilistische Gewandtheit und geistvolles Urteil zeigte wie Varnhagens Aufzeichnungen. Wer will es dem Toten vorwerfen, daß er an Varnhagens Ideenfülle und sprachliche Formvollendung denn doch nicht heranreichte und durch das Bestreben, jeden oder fast jeden Anstoß zu vermeiden, auch auf die Fülle wahren Lebens hat verzichten müssen, die bei allem Klatsch in den von Ludmilla Assing herausgegebenen Tagebüchern den Leser in Spannung erhält?

Wie weit seine Vorsicht in der Bearbeitung der Tagebücher gegangen ist, kann man z. B. daraus sehen, daß nicht selten bei der Erzählung von ganz unverfänglichen Dingen der Name der handelnden Person nur durch den Anfangsbuchstaben angedeutet ist. So ist die mit S. bezeichnete Dame, die bei Frau L. (gemeint ist Frau Lindemann-Frommel) am 30. Januar 1870 musiziert, nachdem sie aus Fanatismus für Liszt ihre Kinder verlassen hat, um seine Schülerin zu werden (Gregorovius bezeichnet sie als „kleine, geistreiche, närrische Person und Lisztoll“), die Gräfin Sanina; die am 25. April 1869 erwähnte Generalin von G. ist die Gemahlin des Generals von Gansauge, und die junge Fürstin S., von der sich Liszt am 11. März 1866 zum Klavierspiel zwingen ließ, war eine Prinzessin Schahovskoy.

Aus demselben Bestreben ist es wohl zu erklären, wenn er eine peinliche Szene, die sich am 30. November 1862 im preußischen Botschaftshotel abspielte, nur mit den Worten erwähnt: „Vor einigen Tagen fiel der preußische Gesandte von Caniz in Wahnsinn; er erschien in dem Zimmer, wo der Kronprinz von Preußen, die Kronprinzessin und der Prinz von Wales bei Tafel saßen, gekleidet in sein türkisches Morgengewand, worin ich ihn so oft gesehen habe.“ Die Sache war in Wirklichkeit sehr viel schlimmer: der Irrsinnige behauptete, er sei in seinem Hause, und niemand sonst habe etwas darin zu sagen; darauf brach die Tobsucht so stark aus, daß ihn der Kronprinz Friedrich mit den Armen umschlingen und so überwältigen mußte.

Doch wir brechen hier ab und sprechen nur den Wunsch aus, daß bei einer zweiten Auflage, die gewiß bald notwendig werden wird, einzelne Irrtümer berichtigt werden möchten. So ist Seite 271 aus Indult ein Induct, Seite 437 aus Halm ein Holm, Seite 7 aus Mamurrarum geworden Mamarrarum, Seite 254 hat sich Aquila nera verwandelt in neva, die Prinzessin von Teano heißt Seite 387 Trano, Aricia wird

stets geschrieben Arricia, und der Lungarno in Florenz ist zu Lungano geworden. Seite 360 ist cornuechie kein Wort (es muß cornacchie heißen), Seite 491 ist mit chiacitiere gemeint chiacchiere; was Seite 466 Sir Carlo heißen soll, vermögen wir nicht zu sagen.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre Waisenknaben und der Seemannsberuf. Unter diesem Titel veröffentlicht im Hamburgischen Korrespondenten vom 27. September das neue Direktionsmitglied der Deutschen Seewarte, Kapitän zur See a. D. H. Chüden, einen warm empfundenen Aufsatz. Er wendet sich darin nicht allein an die Hamburgischen Reeder, sondern an ganz Deutschland. Man kann deshalb nur wünschen, daß sein vortrefflicher Gedanke möglichst weite Verbreitung in den deutschen Zeitungen finden möge.

Kapitän Chüden will, daß ältere Waisenknaben nach ihrer Konfirmation zu Schiffszungen herangebildet werden; er will damit gleichzeitig dem großen Mangel an Segelschiffmatrosen abhelfen. Sei es durch milde Stiftungen, sei es durch Beihilfe des am nächsten beteiligten hamburgischen Staates sollen die Mittel aufgebracht werden, die verwaiseten Jungen auf einem alten Segelschiff, das für solche Zwecke eingerichtet werden müßte, auszubilden und für den schönen und gesunden Seemannsberuf vorzubereiten.

Es besteht allerdings schon eine Seemannsschule für die Handelsmarine auf Waltershof bei Hamburg, wo aber für die jungen Leute jährlich etwa achthundert bis neunhundert Mark zu bezahlen sind, was sich für Waisenkinder wohl selten ermöglichen lassen würde. Es würde sich natürlich darum handeln, Ausbildung und Verpflegung auf dem Schulschiffe billiger herzustellen, was auch wenig Schwierigkeiten haben dürfte. Es ist kaum zu bezweifeln, daß durch allgemeine Hilfe Deutschlands die Mittel für eine solche segensreiche Einrichtung leicht aufgebracht werden könnten.

Anders verhält es sich leider, wie auch Kapitän Chüden sehr wohl erkennt, mit der Annahme der Jungen auf den Handelsschiffen. Es dürfte im Inlande noch wenig bekannt sein, daß gerade die Aufnahme eines „unbefahrenen“ Jungen an Bord eines Handelsschiffes mit großen Schwierigkeiten und sehr beträchtlichen Kosten, die sich auf etwa fünfhundert Mark belaufen können, verbunden ist. Das hat folgende Gründe. Zunächst haftet dem Seewesen aller Länder ein gewaltiger, leider, wie es scheint, unausrottbarer Krebschaden an, der des Heuerwesens. Mit ganz geringen Ausnahmen geschieht die Anmusterung (Mietung) der Seeleute für die Handelsschiffe durch Vermittelung der Heuerbaase, einer Sorte von „Maklern in lebender Ware,“ die von den Seeleuten die Landhaie genannt werden. Doch Jan Maat braucht sie, da sie ihm für seine Landbelustigungen bereitwilligst Geld vorschießen, ihn auch in Verpflegung und Logis nehmen, so lange er ohne Schiff und Geld ist. Später, wenn die Heuerbaase den Matrosen zu Schiffe gebracht haben, nehmen sie sich ihren Vorschuß aus dem vom Reeder bei Antritt der Reise